

Wörterbuch der Melancholie

Stichwort ‚Überleben: uns selbst begründen‘

Überleben, das meint hier: So leben können, dass auch unsere Eigenheiten, unsere Idiosynkrasien, unverkürzter und gleichberechtigter Teil des Lebens sein dürfen. Wo das nie möglich ist, gibt es kein volles Leben. Neigen wir dazu, die Welt immer wieder melancholisch wahrzunehmen, dann stehen wir vor der Aufgabe, jene Normalität als restriktiv zu beschreiben und zurückzuweisen, in welcher die Melancholie ein Fehler ist. Zugleich stehen wir vor der Aufgabe, eine neue Normalität zu beschreiben und für uns, so gut es geht, diese andere Normalität zu schaffen, in welcher Melancholie eine neue und wertvolle Rolle spielen darf. ‚Normalität‘, das heißt in diesem Zusammenhang auch ‚Element‘. Man ist nicht in seinem Element in einer restriktiven Normalität. Man ist erst in seinem Element in jener Normalität, die noch möglich gemacht werden muss. Daher der Titel dieses Stichworts ‚Überleben‘: Aus dem ungenügenden oder gar feindlichen Element heraus muss ein anderes Element gefunden und muss ein Zugang zu diesem geschaffen werden, um in diesem dann erst eigentlich und richtig leben zu können, um eine neue, eine *andere Fülle des Lebens* zu haben. Ein Bild kann diese Bewegung fassen. Stellen wir uns selbst als Schiffbrüchige vor, die im Wasser zu ertrinken drohen. Schiffbrüchige, die wir dann zu überleben beginnen, wenn wir nach einer Planke greifen, später eine weitere Planke heranziehen. Die wir so unter Aufbietung aller Kräfte nach und nach ein Floß zusammenfügen, gerade groß genug, um den nötigen Platz zu bieten. Nämlich den Platz im neuen Element, das uns trockener und wärmer umgeben und das ein Überleben bieten kann. Das uns eine Stelle in einer neuen Welt sein wird: hier. Von hier aus.

Ertrinken

Wofür steht der Schiffbruch, wofür das Wasser, in dem wir zu ertrinken drohen? Das Ertrinken steht zunächst für die melancholische Not in der sinnlosen Welt: Sinnlos ist sie, wenn uns Angst überschwemmt, sinnlos auch, wenn Sehnsucht unerfüllbar erscheint, sei es in der melancholischen Suche ohne eigentliches Ziel, sei es im endgültigen Sich-Ver-sagen eines Begehrten (Stichworte ‚Suche‘ und ‚Liebe‘). Das Ertrinken im Bild steht auch für die Not des Leistenmüssens (Stichwort ‚Leisten‘), steht für jenes Lebensgefühl: in einem lecken Boot stehend, immerfort das Wasser ‚herausleisten‘ zu müssen und doch nicht mehr zu vermögen als die Angst zu verwandeln in Erschöpfung und Ohnmacht: Das Leisten kann die Welt nicht in eine sinnvolle verwandeln. Vor allem aber steht das Bild des Ertrinkens für das Grundgefühl, uns selbst zu empfinden als eine Art Mangel, als Ungenügen, vielleicht gar als Schuld. So wie wir sind, sind wir nicht richtig. Die Fremdheit in und das Leiden an der Welt hat eine Ursache, so mögen wir empfinden: Wir selbst sind der Fehler – Gefühl des inneren Brennens. Diese ausweglose Gewissheit ist mit dem Ertrinken im Bild gemeint. Im Kontakt mit den anderen und der Welt sich auf diese Weise immer

wieder fremd und falsch zu fühlen, das ist schlimm genug. Sich selbst aber zugleich in seiner Mangel- und Fehlerhaftigkeit als Ursache für dieses Fremd- und Falschsein zu verurteilen – dies erschöpft, dies entzieht Kraft, dies erstickt jede Möglichkeit im Keim, mit sich selbst befreundet und zufrieden da zu sein. Dann mag man denken: Das kann kein richtiges Leben mehr werden. Daher die Notwendigkeit, aus dem Ertrinken ganz herauszukommen. Die Notwendigkeit, uns einen anderen Grund zu bereiten, einen Grund (im Bild die Planken), auf dem zu leben neu und anders möglich sein wird.

Uns selbst begründen, doch dabei das Problem nicht lösen können: mögliche Sackgassen

Was hier mit dem Begriff Selbstbegründung gemeint ist, wird deutlicher, wenn wir uns im Folgenden verschiedene naheliegende und ‚klassische‘ Formen von Selbstbegründung vergegenwärtigen. Sie werden vorgestellt auf der Suche nach einer anderen, erst noch zu findenden Weise der Selbstbegründung. Indem sich jeweils einsehen lässt, weshalb es sich um Sackgassen der Selbstbegründung handelt, werden hoffentlich erste Fragmente des eigentlich Gesuchten sichtbar.

Eine erste Form der Selbstbegründung besteht darin, zunächst ein Bild eines Ganzen zu entwerfen (oder dieses als ein erklärendes Modell zu übernehmen) und sich selbst sodann in dieses Bild einzuzeichnen. Das Bild, welches wir malen, trägt schon an sich Bedeutung. Und die Stelle, an der wir uns selbst in das Bild einzeichnen, sie ist dann unsere spezifische Bedeutung. Diese Rolle im Bild vermittelt Identität, Eindeutigkeit, Sicherheit. Daher lässt sich hier von Selbstbegründung sprechen. Beispiele sind religiöse, politische, geschichtsphilosophische oder lebenskünstlerische Modelle des Ganzen, die wir als Wahrheit über die Welt empfinden und behaupten und in denen wir uns selbst in einer bedeutungsvollen Rolle verorten – und dabei Identität gewinnen.¹ Weshalb kann diese Figur problematisch sein? Zunächst kann sie uns im Negativen fixieren: Verstehen wir Melancholie psychoanalytisch als Funktion eines ungünstigen Tribschicksals oder als Unfähigkeit zu ... , oder verstehen wir Melancholie religiös als Unvermögen zu vertrauen und zu glauben oder gesellschaftstheoretisch als Ausdruck falscher sozialer Verhältnisse – dann können wir selbst in der melancholischen Stimmung stets nur als fehlerhaft erscheinen. Nämlich als fehlerhaft im Vergleich zu einer gesunden, vertrauenden oder in den richtigen Verhältnissen stattfindenden Existenz: einer Existenz ohne Melancholie. Und auch im positiven Fall erreichen wir mit dieser Form der Selbstbegründung, mit der Selbsteinschreibung in ein zuvor skizziertes Ganzes, nicht das volle Potenzial dessen, was Selbstbegründung bedeuten kann. Verstehen wir etwa Melancholie in einer bestimmten abendländischen Tradition als Auszeichnung vor anderen, als Nähe zu Kunst oder zu Transzendenz oder zu Philosophie, dann mag dies zunächst günstig für unser Selbstbild sein. Andererseits ist dadurch unser Status in jedem Augenblick auch besonders prekär, denn gerechtfertigt sind wir nur, wenn wir Besonderes schaffen. Diese Probleme einer Selbstbegründung verstanden als Selbsteinschreibung in ein zuvor konstruiertes *big picture* scheinen mir der Ausdruck eines tiefer liegenden Problems zu sein: dass wir nämlich in dieser Form

¹ Vgl. Philipp Thomas: Negative Identität und Lebenspraxis. Zur praktisch-philosophischen Rekonstruktion unverfügbarer Subjektivität, Freiburg u.a.: Alber 2006, S. 105. Hier wird diese Form von Selbstbegründung in Anlehnung an einen Begriff Paul Ricoeurs auch narzisstische Versöhnung (mit dem unverstandenen und bedrohlichen Ganzen) genannt.

der Selbstbegründung durch Bilder nicht aus den erklärenden Modellen herauskommen und das heißt nicht aus der Außenperspektive. Wir schreiben die 3. Person-Perspektive fest. Wir zwingen uns selbst und die anderen dazu, auf uns im Sinne eines Bildes zu schauen. Was hier fehlt, ist die Perspektive der 1. Person, ist vor allem die warme Sicherheit eines gerechtfertigten Selbstseins. Wie ist eine andere Form von Selbstbegründung möglich, welche diese Sicherheit bieten kann? Und welche Rolle spielt dabei die 1. Person-Perspektive?

Eine ganz andere Form der Selbstbegründung mit langer Tradition ist die philosophische Selbstbegründung der modernen Subjektivität – und diese geschieht in der 1. Person-Perspektive mit jenem Descartes'schen ‚ich denke – ich bin‘. In einem Akt der Emanzipation entlässt sich in der neuzeitlichen Philosophie das denkende Subjekt etwa aus der *creatio continua*, also der Vorstellung, Gott schaffe uns fortwährend und halte uns laufend im Sein. Descartes' methodischer Zweifel und dessen Überwindung in jenem einen Punkt der Gewissheit, der Gewissheit nämlich, dass in der Selbsterfahrung des an allem zweifelnden Denkens dieses Denken sich selbst nicht wegdenken und somit seiner selbst sicher sein kann – diese Gewissheit entbinden das Subjekt von der Welt als Gottes Schöpfung. Sie entbindet von jener Welt, von welcher das Subjekt ein Teil ist, ein durch einen Gott bedingtes und ermöglichtes Subjekt. Dieser Akt der Emanzipation betrifft später auch die Wissenschaft, etwa bei Kant und Husserl. Auch von der wissenschaftlich beschriebenen Welt, zu welcher die materielle Bedingtheit und Ermöglichung des Subjekts gehört, emanzipiert sich das modern denkende Subjekt. Es begreift, dass sinnvoll von Vorgängen in der Natur und damit auch von seiner eigenen materiellen Bedingtheit nur ausgehend von seinen eigenen Akten der Wahrnehmung gesprochen werden kann, ausgehend von der subjektiven Konstitution der Gegenstände seines Erkennens. Das Subjektive ist hier gegenüber dem Objektiven philosophisch stets primär. Das Subjektive genügt sich zu einem gewissen Grad selbst, ja, es zeigt die (wissenschaftliche) Erkenntnis nun in deren Bedingtheit, nämlich in ihrer Abhängigkeit von den Mechanismen des Erkennens im Subjekt. Der materiellen Fundierung des Subjekts durch die Natur geht jetzt die Fundierung der Naturerkenntnis durch das Subjekt voraus.

Welche Probleme könnte diese Form der Selbstbegründung moderner Subjektivität mit sich bringen? Die neuzeitliche Emanzipation von Religion und Wissenschaft gewinnt und gründet Subjektivität nur als Denken, als *cogito*, nicht als volle, als lebendige und sterbliche menschliche Existenz. Um sich als Selbstbegründung zu behaupten, muss die denkerische Emanzipation den Preis einer Verengung menschlicher Identität auf Rationalität, auf das *cogito* zahlen, das bei Descartes bekanntlich unabhängig vom Leib existiert. Melancholie als Stimmung, als etwas Leiblich-Emotionales, bleibt hier der Subjektivität und damit der personalen Identität äußerlich. Jene gesuchte andere Selbstbegründung, welche im Bild den Bau des Floßes aus dem Wasser heraus meinte, muss aber die Melancholie als Teil eines eigenen, eines vollen Lebens mit umfassen. Die Sicherheit und Selbstbegründung des *cogito* allein, sie reicht nicht weit genug, sie stellt noch nicht die gesuchte Selbstbegründung dar – obwohl sie die Kehrtwende in die Perspektive der 1. Person vollzieht.

Schließlich die Selbstbegründung aus dem Ressentiment heraus. Nietzsche beschreibt diese Figur als schleichende Selbstvergiftung: Wer nicht wagt, nach eigenen Maßstäben, ohne Schuldgefühle und gewissermaßen ‚in Fülle‘, samt Eigensinn und Eigenrecht zu leben, der läuft Gefahr, all jene moralisch zu verurteilen, welche er beneidet: weil sie gerade dies vermögen, was er nicht kann.² Kommt es zu einer Selbstbegründung durch Ressentiment, dann ist das erhöhte Selbstgefühl nur von der moralischen Herabstufung der anderen geliehen. Es ist kein warmes Gefühl dafür, ebenfalls ‚in Fülle‘ leben zu dürfen und alles Recht dazu zu haben, der Welt das Eigene zuzumuten. Selbstbegründung durch Ressentiment hält uns fest in einer Sackgasse, schwächt uns durch Stagnation, indem sich das gute Gefühl aus der Verurteilung dessen speist, was uns selbst gerade gut täte. Auch jede melancholische Selbstbegründung durch Ressentiment hätte diesen Nachteil. Ein heimlicher Groll gegen die Unängstlichen und Lauten, die das Spiel vermeintlich unter sich ausmachen, und in der Folge deren Verurteilung, vielleicht als ‚unsensibel‘, – dies könnte Menschen in der melancholischen Stimmung gerade davon abhalten, in den Angelegenheiten der Welt mitzumachen und für die Eigenheit Melancholie einzutreten. Selbstbegründung durch Ressentiment könnte davon abhalten mitzubestimmen, was Normalität ausmachen soll.

Die andere Selbstbegründung: Negation und Eigensinn

Die gesuchte andere Form der Selbstbegründung beginnt damit, jede Selbsteinschreibung in ein *big picture* und damit alle erklärenden Modelle sowie die 3. Person-Perspektive überhaupt zu verabschieden. Dieser Abschied betrifft auch Identitätszuschreibungen (sei es, nicht zu genügen, sei es, ausgezeichnet zu sein – all dies wird ausgesetzt), der Abschied betrifft den ganzen Bereich des Verstehens und Bedeutens. Schon dieser Schritt in den neuen und unbekanntem Bereich des ‚Anderen zum Bedeuten‘ kann ein Schritt in die Freiheit sein. Wir dürfen als ein Selbst existieren, das sich nicht begründen können muss, das sich nicht verstehen oder laufend entwerfen können muss. Ähnlich wie in der neuzeitlich-philosophischen Selbstbegründung über die Täuschungsfreiheit des *cogito* gilt es, die Perspektive der 1. Person einzunehmen, ja einzuüben, denn diese muss dem üblichen Blick auf uns selbst und unserem üblichen Selbstverständnis immer erst abgerungen werden. Doch während sich die moderne philosophische Selbstbegründung über das *cogito* nur auf einen irgendwie absoluten Kern bezieht, den man vielleicht das rationale Denken nennen kann, gilt es nun, die 1. Person-Perspektive auszudehnen auf jene Bereiche, die bei Descartes noch nicht zum Wesenskern menschlicher Existenz gehören: auf Leiblichkeit, Stimmung, individuelles Erleben der Welt, auf die konkrete, stets situierte Existenz – und damit auch auf unsere Eigenheiten. Die gesuchte Selbstbegründung ist eine idiosynkratische. Sie kann sich nicht mehr, wie bei Descartes, auf etwas Universell-Menschliches richten. Vielmehr geht es bei der Ausdehnung der Perspektive der 1. Person vom universellen *cogito* auf das individuelle und konkrete Sosein um einen Bruch. Die andere, die gesuchte Selbstbegründung verlässt den *Bereich universeller Geltungen*. Sie verlässt da-

² Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral, Kritische Studienausgabe Bd. 5, hg. v. G. Colli und M. Montinari, München: dtv 1999, S. 270: „Der Sklavenaufstand in der Moral beginnt damit, dass das Ressentiment selbst schöpferisch wird und Werthe gebiert: das Ressentiment solcher Wesen, denen die eigentliche Reaktion, die der That versagt ist, die sich nur durch eine imaginäre Rache schadlos halten“.

mit dasjenige, was die verschiedenen vorgestellten Formen der Selbstbegründung verbindet: Sowohl ein *big picture* beansprucht eine von uns unabhängige, eine objektive und universelle Geltung als auch die überindividuelle Struktur eines *cogito* und auch die Moral des Ressentiments. *Jetzt aber geht es darum, sich selbst zu begründen ohne etwas, das unabhängig von uns selbst schon an sich wahr ist.* Und dieser Schritt bedeutet, in ein ganz neues Verhältnis zu sich selbst zu gelangen. In diesem neuen Selbstverhältnis kann das kontingente Individuelle, das wir jeweils selbst sind und das unsere Identität mit ausmacht und zu dem auch die Melancholie gehören kann, nicht mehr in vermittelter Relation über etwas Objektives gegründet werden. Das bedeutet: nicht mehr als ein Selbstverhältnis, das über die Instanz eines für sich und objektiv Wahren vermittelt ist und von dem man etwa die Sicherheit einer Identität empfangen kann. Wie ist Selbstbegründung ohne Außenperspektive und ohne objektive Wahrheit möglich? Im Folgenden möchte ich einige wesentliche Aspekte vorschlagen.

Die idiosynkratische Selbstbegründung ist performativ. Ein erstes Element der gesuchten Selbstbegründung, das in Zusammenhang mit dem Wechsel in die 1. Person-Perspektive sowie mit einem neuen Selbstverhältnis steht, ist das Performative. Nicht mehr die Wahrheit von Sätzen ist entscheidend, die eine bestehende Struktur in der Welt richtig beschreibt. Nicht mehr ist wichtig, dass dieses oder jenes *big picture* (als System von Sätzen) die Welt richtig repräsentiert und dass diese oder jene Stelle in diesem *big picture* die eigene Stelle ist und einen begründet – wobei das Ganze gedacht wird als so evident geltend, dass ich meine Identität nur noch ablesen muss. Sondern *der Akt* eines mich selbst begründenden Sprechens *selbst* ist es jetzt, in dem sich Geltung behauptet. Es geht darum, die eigene Stimme zu erheben – und zwar auch als Stimme des idiosynkratischen Individuellen. Dabei wird die 1. Person-Perspektive dergestalt ausgedehnt auf das Eigene, dass dieses nicht länger in Außenperspektive beschrieben, sondern im wörtlichen oder übertragenen Sinn ‚gesagt‘ wird – das Eigene wird performativ. Das ist schon Teil eines neuen Selbstverhältnisses, weil man hier unmittelbar eintritt für dieses Eigene: dafür eintritt vor allem gegenüber sich selbst aber auch gegenüber der Welt. Dies bedeutet konkret, dass in der melancholischen Stimmung die performative Selbstartikulation helfen kann, die laufende Tendenz zur Selbstverurteilung aufzulösen. Schon das Beispiel des Weinens kann diesen Zusammenhang verdeutlichen (Stichwort ‚Trauer: Tränen‘). Unsere Tränen sind Tränen der Wahrheit, wenn sie uns selbst artikulieren, uns ‚aus-sagen‘. Wenn sie die Tiefe unserer Gefühle an die Stelle des selbstverurteilenden Blicks von außen treten lassen. Die Perspektive der 3. Person zurückzuweisen und mit ihr erklärende Modelle zu verabschieden, dies öffnet den Raum für das Performative und entzieht der Selbstverurteilung ihre Kraft. In diesem Sinne gehört das Performative als ein wichtiger Aspekt zur gesuchten, zur anderen Selbstbegründung.

Das Fehlen einer philosophischen Sprache für das Idiosynkratische und der Entwurf einer eigenen Sprache. In seiner Schrift *Fragmente einer Sprache der Liebe* klagt Roland Barthes, dass es für den Zustand des leidenschaftlichen Liebens und des unglücklichen Verliebtseins keine Sprache gebe: „von den angrenzenden Sprachen vollständig im Stich

gelassen: entweder ignoriert oder entwertet oder gar verspottet“.³ Barthes beklagt, dass alle großen philosophischen, religiösen oder wissenschaftlichen Diskurse, etwa auch der psychoanalytische, den Liebenden allein lassen, ja ihn sogar dazu auffordern, den Gegenstand seiner Liebe aufzugeben, von ihm abzulassen. „Wenn mich die Lust ankommt, an diese Türen zu klopfen, um *irgendwo* (wo auch immer) meiner ‚Verrücktheit‘ (meiner Wahrheit) Anerkennung zu verschaffen, so schließt sich eine nach der anderen; und wenn sie allesamt ins Schloss gefallen sind, zieht das eine Sprachmauer um mich, die mich einengt, mir den Atem nimmt und mich abweist“.⁴ In dieser Situation bleibt dem Liebenden nur, eine eigene Sprache der Liebe zu entwickeln. Dies versucht Barthes und seine *Fragmente einer Sprache der Liebe* dienen hier als Beispiel für einen weiteren Aspekt jener gesuchten anderen Selbstbegründung. Im zuvor erwähnten Bild der Selbststrettung des Schiffbrüchigen steht diese Klage über das Abgewiesenwerden durch alle bestehenden Diskurse und dann das im Wortsinne notwendige und einsame Geschäft der Suche nach einer eigenen Sprache, hier der Liebe, für das Zusammenfügen der Planken, welche das Überleben sichern werden. Aus dem einen, dem lebensfeindlichen Element heraus (das Fehlen einer angemessenen Sprache, die Abweisung durch die vorhandenen Sprachen) wird eine Möglichkeit gesucht, Bedingungen für ein Überleben in einem anderen Element zu schaffen (im Element einer neu zu schaffenden Sprache). Was Barthes für die Liebe diagnostiziert, das gilt auch für die Melancholie: Schon auf Ebene der philosophischen, wissenschaftlichen, politischen oder religiösen Begriffe kann sich die melancholische Stimmung abgewiesen vorkommen. Diese Begriffe lassen uns Melancholie als einen, je nach erklärendem Modell verschiedenen, ‚Fall von x‘ verstehen. Und sie zeigen uns Melancholie als defizitären Modus einer Normalität oder eines richtigen Lebens. So bleibt jene *andere Fülle* und jene Tiefe des Lebens ungesehen und ungehört, zu der uns Melancholie führen kann, zu der sie uns als zu etwas in eigener Weise Wahrem hinzieht. Wenn wir uns, wie es Barthes für die Liebe beschreibt, von den Diskursen verlassen fühlen, müssen wir die melancholische Stimmung und die spezifische Selbst- und Weltgegebenheit, die mit ihr einhergeht, ganz neu zu artikulieren versuchen. Wir versuchen dies, um Melancholie verständlicher zu machen und um das Idiosynkratische in seinem Eigenrecht zu behaupten. Hier ließe sich sogar sagen, auch der kulturhistorische Melancholiediskurs (der Austausch über Erklärungsmodelle, Therapieformen, philosophische Rekonstruktionen und ästhetische Deutungen der Melancholie) weise uns immer wieder ab. Auch er erklärt uns als ‚Fall von x‘. Für die andere, die gesuchte, die performative Selbstbegründung brauchen wir eine eigene Sprache. Auch deshalb das *Wörterbuch der Melancholie*.

Das Idiosynkratische klagt die restriktive Normalität an – Selbstbegründung als politischer Akt. In seiner Schrift *Der Psychoanalyse entkommen* berichtet Didier Eribon von verschiedenen Anstrengungen in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, Normalität aus der Sicht einer Minderheit und damit aus der Sicht des Individuellen und Idiosynkratischen zu beschreiben – und zwar in ihrer für diese Minderheit restriktiven Struktur. Das Ziel dieser Beschreibung besteht darin, durch sie die Idee einer nicht-restriktiven Normalität zu begrün-

³ Roland Barthes: *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, S. 13.

⁴ AaO., S. 34.

den. Die Normalität im intellektuellen Paris der 70er Jahre war geprägt durch den Einfluss Marx', Freuds und Lacans. Autoren wie Foucault (*Der Wille zum Wissen*⁵) und Barthes (*Das Neutrum*,⁶ *Fragmente einer Sprache der Liebe*) versuchten, „den ‚wissenschaftlichen‘ Netzen dieser kulturellen und politischen Ideologie zu entkommen“.⁷ Insbesondere bezogen auf Sexualität und neu zu schaffende Lebensformen erschienen die erklärenden Modelle und das Vokabular des „Freudomarxismus“⁸ als autoritär und reduktionistisch. So konnte etwa der Bereich Liebe und Sexualität entweder nur in einem dominanten politisch-gesellschaftstheoretischen Modell, dem Marxismus, rekonstruiert werden.⁹ Oder er wurde psychoanalytisch thematisiert, nämlich in einem strikt auf das heterosexuell Paar (Mutter, Vater) bezogenen Schema.¹⁰ Eribon fasst Foucaults und Barthes Anstrengungen so zusammen: „[...] es ist nicht länger möglich, mit der ‚Moderne‘, der Epoche usw. übereinzustimmen, sobald diese einen – zwingenden – Diskurs erzeugt, der einen daran hindert, das zu sein, was man ist, und so zu leben und zu fühlen, wie man es will“.¹¹ Bezogen auf den Begriff der Selbstbegründung bedeutet dies: Das kontingente Eigene wird nicht länger vor dem Hintergrund einer unhinterfragten Normalität und in der Sprache dominanter erklärender Modelle als eine Abirrung oder als Fehler oder als Idiosynkrasie in einem engen und negativen Sinn verstanden. Sondern das Eigenrecht der Minderheitenidentität verlangt die Zurückweisung der restriktiven Modelle und Sprachen. In dieser Bewegung sah Foucault durchaus eine Parallele zu den von ihm untersuchten antiken Praktiken der Sorge für das Selbst in philosophischen Zirkeln oder Lehrer-Schüler-Beziehungen: „Die Selbstpraxis soll dazu führen, dass man sich aller schlechten Gewohnheiten, aller falschen Ansichten, die man von der Menge, von schlechten Lehrmeistern, aber auch von den Eltern und der engeren Umgebung übernehmen kann, entledigt. ‚Verlernen‘ (de-discere) ist eine ganz wichtige Aufgabe im Rahmen der Selbstbildung [*culture de soi*]“.¹² Normalität kann restriktiv sein auch aufgrund reduktionistischer Modelle, in denen sich das Eigene nur entstellt wiederfinden kann und die es zu verlernen gilt. Obwohl es darum geht, gerade für das Eigenste ein Überleben, ein Leben und auch ein Leben in Fülle zu ermöglichen, ist die gesuchte Selbstbegründung gerade als Kritik der Diskurse der Normalität *nicht privat, sondern politisch*. Denn das Eigenste besteht im eigenen Anderssein. Und die Möglichkeit, gleichberechtigt anders zu sein, muss politisch erstritten werden. Was könnte dieser Zusammenhang für die Stimmung der Melancholie bedeuten? In einer Kultur, in der es zum Diktat geworden ist, sich seines Lebens zu erfreuen, raumgreifend aktiv zu sein, meinungsfreudig zu streiten, sich selbst zu verwirklichen und all dies laufend in die Währung einer *competitiveness* umzuwandeln, welche Erfolge verbürgt – in einer solchen Kultur müssen wir die Stimme erheben, um geltend zu machen, dass all dies keine wirkliche Lö-

⁵ Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit I)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977.

⁶ Roland Barthes: *Das Neutrum. Vorlesung am Collège de France 1977-1978*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005.

⁷ Didier Eribon: *Der Psychoanalyse entkommen*, Wien u.a: Turia + Kant 2017, S. 134.

⁸ AaO., S. 8.

⁹ AaO., z.B. S. 87, 99.

¹⁰ AaO., S. 23ff.

¹¹ AaO., S. 64f.

¹² Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts, Vorlesungen am Collège de France (1981/82)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S. 604.

sung ist. Dass das Ganze das Unverstandene ist, das Ungelöste, das Prekäre. Und dass daher die Geste des Zweifelns und des Empfangens ebenso angemessen ist wie die Geste der Wahrheitsgewissheit und der Aktivität.

Worin könnte sie also bestehen, die andere Selbstbegründung? In der Überschrift dieses längeren Abschnitts hatte ich die Stichworte Negation und Eigensinn genannt und in der Folge Aspekte wie Performativität, Suche nach einer eigenen Sprache und Kritik der restriktiven Normalität beschrieben. Sich als Melancholiker idiosynkratisch selbst zu begründen, das bedeutet also, erklärende Modelle zurückzuweisen, welche das eigene Leben verunmöglichen, indem sie Melancholie als Fehler verstehen. Die andere Seite dieser Negation ist dann der Eigensinn, ist der Mut, selbst anders mit sich identisch zu sein als üblich und Melancholie mit hineinzunehmen in Identität. Die gesuchte Selbstbegründung könnte daher beginnen mit einer *absoluten Bejahung* auch der melancholischen Stimmung. In diesem Sinne schreibt Barthes, der von ihm gesuchte Diskurs, welcher von allen bestehenden Diskursen abgewiesen werde, sei zunächst nichts anderes als „der, wenn auch winzige Raum einer Bejahung“.¹³ Barthes geht es um die Bejahung der Liebe, genauer des (aktiven) Liebens in seiner Schwäche und Aussichtslosigkeit, selbst im Falle der Zurückweisung. Das Idiosynkratische zu bejahen, heißt Praktiken und Lebensformen zu suchen, in denen unser Eigenes besser es selbst sein kann. Diese neuen Formen werden nicht zunächst begründet und dann realisiert, sondern sie werden gewagt, sie werden riskiert. Selbstbegründung in diesem Sinne ist auch eine Suchbewegung. Sie bedeutet die Erfahrung, grundlos zu sein – und doch existierend dem Eigensinn, hier der Melancholie, entsprechen zu können, ja zu müssen: ohne Selbstdeutungen durch Bilder und ohne sogleich alles zu benennen. Der späte Foucault sah in dieser *Unbestimmtheit und willkommenen Nichtpropositionalität* den eigentlichen Kern einer emanzipativen Lebenskunst: „Es geht darum, etwas hervorzubringen, das zwischen den Ideen geschieht und das man nicht benennen kann. Man muss vielmehr ständig versuchen, ihm eine Farbe, eine Form, eine Intensität zu geben, die niemals sagt, was sie ist. Das ist Lebenskunst. Lebenskunst heißt, die Psychologie zu töten und aus sich heraus wie auch zusammen mit anderen Individualitäten, Wesen, Beziehungen, Qualitäten hervorzubringen, die keinen Namen haben“.¹⁴ Die Psychologie als Instrument des Verstehens zu verabschieden und ohne eine solche Stütze das eigene Leben, auch das melancholische, zu wagen, dies geht mit *Selbstdenken und Verantwortung* einher. Selbstdenken bedeutet hier weniger, propositional zu sagen, was der Fall ist, sondern meint eher ein nichtpropositionales Wissen der melancholischen Lebensform und ein performatives ‚Sagen‘ seiner selbst. In diesem liegt ein ganz eigener, ein existenzieller Geltungsanspruch und für diesen übernehmen wir in der idiosynkratischen Selbstbegründung die Verantwortung.

Dann erst kann sich die melancholische Stimmung öffnen für jene *andere Fülle*, nämlich für die tiefen und nun durch keine unangemessene Sprache länger verzerrten Gefühle: also für den Schmerz wie für die Sehnsucht und auch für die aporetische Ungelöstheit des Ganzen. Die andere Fülle ist jene Tiefe des Lebens, in der wir uns mit den anderen und

¹³ Barthes, Fragmente, S. 13.

¹⁴ Michel Foucault: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst, hg. v. D. Defert u.a., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2007, S. 110.

mit der Welt auf ganz eigene Weise verbunden fühlen können: Wir können uns öffnen für das Gefühl, gemeinsam mit aller belebten Natur ausgemacht zu werden durch Unverfügbares (durch das Prekäre des Lebens wie auch durch seinen Überschwang) und gemeinsam vom Widerfahren des Lebens getroffen zu werden (Stichwort ‚Natur: in der Natur‘). Und wir können uns öffnen für die stumme Sprache der Dinge und für unseren lebendigen hörend-antwortenden Umgang mit ihnen (Stichwort ‚Leisten: Leistenmüssen‘). Die melancholische Stimmung kann uns schließlich öffnen für die tiefen Rhythmen und Transformationen unseres Lebens (Stichwort ‚Meer: am offenen Meer sein‘). All diese Gefühle in ihrer eigenen Intensität und Dignität machen die Tiefe des Lebens mit aus. Sie sind Teil einer melancholischen Lebensform.

Als besondere Praxis gehört dazu auch ein Selbstverhältnis, welches dem Eigensinn einen Ort gibt. Dieses Selbstverhältnis und diesen melancholischen Eigensinn beschreibt Wilhelm Genazino in vielen seiner Bücher. So sieht sich der junge Protagonist in *Eine Frau, eine Wohnung, ein Roman* gezwungen, zwischen zwei ungeliebten beruflichen Alternativen zu entscheiden (eine Lehre und die Tätigkeit bei einer Lokalzeitung) und findet dann bei der Betrachtung eines Ausflugsschiffs, das auf dem Fluss langsam an ihm vorbeizieht, zu einem neuen Selbstverhältnis, zu seinem Eigensinn und damit zu einer Art Lösung. Diese besteht in einem Moratorium, welches aber die spätere Lebensform als Schriftsteller schon vorzeichnet: „Ich hatte ein inneres Erlebnis, für das ich keine Worte hatte. Die Eingebung war stark, weil sie zum richtigen Zeitpunkt eintraf: Ich durfte mich zu meinem Leben als ein Lauschender verhalten. Ich durfte so lange in die Wirklichkeit hinein hören und hineinsehen, wie ich nur wollte“.¹⁵ Wozu ihn seine Melancholie ohnehin schon prädisponiert, das wird in diesem neuen Selbstverhältnis als tatsächlich mögliche Lebensform und Identität willkommen geheißen. In *Das Glück in glücksfernen Zeiten* beschreibt Genazino in diesem Sinne die Haltung der Selbstsorge und der konsequenten Parteinahme für die eigene Überempfindlichkeit: „Ich höre jetzt nur noch das Wehklagen meiner ratlosen Seele. Sie möchte gern etwas erleben, was ihrer Zartheit entspricht, und nicht immerzu dem Zwangsabonnement der Wirklichkeit ausgeliefert sein. Ich beschwichtige meine Seele und schaue mich nach geeigneten Ersatzerlebnissen um. Aber die Wirklichkeit ist knauserig und weist das Begehren meiner Seele ab“.¹⁶ Und in demselben Roman heißt es in einem ganz ähnlichen Sinn später: „Ich erinnere mich an meinen Kinderwunsch, dass ich als Hase durch das Leben habe hoppeln wollen, ohne jemals von irgend jemand angesprochen zu werden. Kommen mir gleich die Tränen? Etwas von der Feinheit, die ich zum Leben brauche, finde ich nur in meiner Melancholie“.¹⁷ Es geht darum, das Idiosynkratische zu begreifen als etwas, auf das es ankommt – und es bejahend mit-zuvollziehen. Es geht darum, uns performativ (unsere Stimme erhebend) selbst zu begründen, einen Platz in der Welt zu schaffen und dabei zu verändern, was Normalität heißt.

¹⁵ Wilhelm Genazino: *Eine Frau, eine Wohnung, ein Roman*, München u.a.: Hanser 2003, S. 146.

¹⁶ Wilhelm Genazino: *Das Glück in glücksfernen Zeiten*, München: dtv 32014, S. 9f.

¹⁷ AaO., S. 62f.